

Gedenkfeier für Peter von Matt

PUBLIKATION ZUR VERANSTALTUNG
VOM 14. SEPTEMBER 2025
IM SCHAUSPIELHAUS ZÜRICH





SCHWEIZERISCHES INSTITUT
FÜR AUSLANDFORSCHUNG

an der Universität Zürich

www.siaf.ch

Gedenkfeier für Peter von Matt

PUBLIKATION ZUR VERANSTALTUNG
VOM 14. SEPTEMBER 2025
IM SCHAUSPIELHAUS ZÜRICH

Herausgegeben von Martin Meyer

Mit Beiträgen von
Barbara Frey, Michael Krüger, Simone Lappert,
Moritz Leuenberger, Martin Meyer,
Peter Nobel und Lena Schwarz

Die komplette Tonaufzeichnung der Veranstaltung
inklusive der musikalischen Darbietungen des Merel Quartetts
(Foto S. 34–35) und Simone Felbers iheimisch (Foto S. 48–49)
finden Sie auf unserer Website:



siaf.ch/events/gedenkfeier-fuer-peter-von-matt

Fotos der Veranstaltung: Michele Limina

Foto auf der Titelseite: Samuel Schalch

Inhalt

MARTIN MEYER

Wörterleuchten, Menschenkunde

6

MORITZ LEUENBERGER

Peter von Matt, der literarische Citoyen

12

BARBARA FREY

Nirwana der Inspiration

18

LENA SCHWARZ

Sinnliches Abtasten/Durchdringen von Literatur

24

SIMONE LAPPERT

Lyrische Hommage an Peter von Matt

30

PETER NOBEL

Rund um Dürrenmatt und Peter von Matt

36

MICHAEL KRÜGER

«Was bleibt aber, stiften die Dichter»

42

Wörterleuchten, Menschenkunde

Peter von Matt zu Ehren

MARTIN MEYER



Peter von Matt – geboren am 20. Mai 1937 in Luzern; verstorben am 21. April dieses Jahres in Zürich.

Germanist, Schriftsteller. Redner und Schreiber. Zeitgenosse und Freund. Wir gedenken seiner an diesem Abend – und danken für vieles, das er gegeben hat: uns allen, der Schweiz, und weit über sie hinaus.

Liebe Beatrice von Matt! Liebe Freundinnen und Freunde von Peter von Matt! Meine sehr verehrten Damen und Herren!

*

Peter von Matt war «da». Unübersehbar da. Von staunenswerter, mitunter entwaffnender Präsenz. Tatsächlich verkörperte er, der um seine Person kaum je Aufheben machte, eine enorme und enorm ansteckende Energie. Der Professor für Neuere Deutsche Literatur an der hiesigen Universität war auch ein Professor. Gewiss. Doch vor allem war er ein Mann des Wortes, der die Worte der Dichter interpretierte, als gälte es sein Leben.

Diese authentisch originelle, immer wieder überraschend einfallsreiche Haltung machte Peter von Matt zu einem Philosophen, im weitesten Sinn. Denn: Worum geht es in der Literatur? Es geht um den Menschen. Um uns Sterbliche, die wir das Pech wie das Glück hatten, auf die Welt gekommen zu sein.

Literatur ist also grundsätzlich Schicksalsstoff. Für diesen Stoff und insbesondere für dessen dramatische Weiterungen hatte Peter von Matt einen sechsten Sinn. Er las, deutete und schilderte das Grundsätzliche unserer Existenz, wie es im sprachlichen Kunstwerk zur Geltung kommt.

Die Liebe – und ihr Verrat. Die Familie – und ihre Desaster. Geschichte und Politik – und deren Intrigen. Alles dialektisch ineinander verwoben, sogar dann, wenn wir es noch wagen wollen, zu küssen: Intimität und Nähe hier – Enttäuschung und Einsamkeit schon gleich danach. Zitat aus einem Gespräch im Mai 2011: «Mich interessieren die konstanten Konflikte, nicht die sogenannten Motive.» Anders gesagt: Menschenkunde, durch und durch.

Aus solch existenziellen Konstellationen heraus schuf Peter von Matt seinerseits Literatur: mit Büchern, die bis heute erregen und bewegen. Methodisch eine Art von Hermeneutik des Lebens. Auf den Spuren seines Lehrers, des grossen Emil Staiger, und in Fortsetzung der Formel: begreifen, was uns ergreift.

Doch immer und entschieden mit dem Blick nicht nur auf die Texte, sondern auch auf die Dichter. Auf die Menschen, die befähigt waren, befähigt sind, solche Lebensstoffe in Worte zu fassen: in starke, bildmächtige Dichtung. Von Shakespeare und Goethe über Gottfried Keller und Robert Walser bis zu unseren Säulenheiligen: Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch.

*

Manches las, liest sich wie ein Krimi. Wie eine raffiniert unnachgiebige Spurensuche. Hier das Werk und sein Geheimnis. Seine Botschaft. Seine Wirkung. Dort der Autor. Sein Ruhm und sein Glück. Oder das Elend und das Verhängnis.

Peter von Matt pflegte ein dramatisches, gelegentlich dramatisierendes Verhältnis zur Literatur. Er war das Gegenteil eines Technokraten. Er war das absolute Gegenteil eines Langweilers. Er war ein Vorbild, dem viele nachstrebten.

Viele wollten schreiben wie von Matt. Niemandem gelang es. Auch nicht Reich-Ranicki. Er wollte gelesen werden. Sprache und Stil waren die Instrumente. Erste Sätze waren dazu bestimmt, die Leserschaft in Bann zu schlagen. Zu packen, gerne auch zu irritieren. Als von Matt für die NZZ anlässlich des 100. Geburtstags über Robert Walser schrieb, musste der Titel genau so lauten: «Walsers Wut». Vordem hätte die Redaktion vielleicht behutsam getitelt: «Ein Dichter und sein Werk».

Adjektive wirkten suggestiv. Die suggestivsten wiesen in die Richtung der Superlative, mitunter auch von Kampf und Konflikt: rabiat; brachial; brutal; kolossal. Also: Wörterleuchten als Wetterleuchten. Das liebste und häufigste lautete, wenn wundert's: vital.

Vital: Das war auch eine Selbstbeschreibung. Der Sieg der Lebensfreude über das Grüblertum des Melancholikers. Peter von Matt hatte, wie er selbst mehrfach bekannte, diese Seite hin zum Dunklen. Vielleicht auch zu einem barocken Katholizismus aus Vanitas und Vergeblichkeit. Doch die Vitalität überwog. So war Peter von Matt – anekdotisches Beispiel – der Einzige, der, alles andere als ein Nerd, als junger Professor mit sportlich-wiegendem Schritt daherkam, ohne dass es damals schon Sneakers gab.

Schliesslich, der engagierte Patriot. Engagiert, will sagen: kritisch. Gegen die Mythen der Schweiz qua Sonderfall, gegen ihre Schläumeier und gegen die Lauen und Braven im Lande. Patriot, will sagen: mit der Hingabe nicht nur für die Schönheit des Landes, die der Wanderer seit Kinderzeiten in vollen Zügen genoss. Sondern auch für Mass und Ordnung und Bescheidenheit, für Leistung aus eigenem Vermögen, für den Geist der Skepsis und der feinen Ironie.

Daraus sind glänzende Reden, glänzende Interventionen, glänzende Essays entstanden. Sie haben unseren Blick geschärft auch für das, was wir als Bürgerinnen, als Bürger sind und sein können. Weder Hurrah-Rufer noch Ankläger noch Moralisiere, weder Fahenschwinger noch Anpasser im Milieu der Lästere. Las man Peter von Matt, durfte man – bis zur nächsten Kurve – zufrieden sein, ein

Schweizer zu sein, auch wenn man ja gar nichts dafür konnte. «Rausch des Rechthabens», wie von Matt einmal formulierte, wäre das Letzte gewesen, dem von Matt verfallen wäre.

Peter von Matt wusste um seine Begabung. Zugleich wusste er, dass sie niemals brachliegen sollte. «Weitergeben, was einem geschenkt wird»: Diese Losung galt zunächst für ihn selbst. Er, der insgeheim ein Spürchen schüchtern war, verwandelte sich dabei in eine Autorität, die er für sich selbst wiederum durch ein (Zitat) «schleichendes Bewusstsein des Ungenügens» relativierte.

Alles in allem präsentierte sich für uns eine Persönlichkeit, von der man füglich sagen konnte: Voilà un Homme!

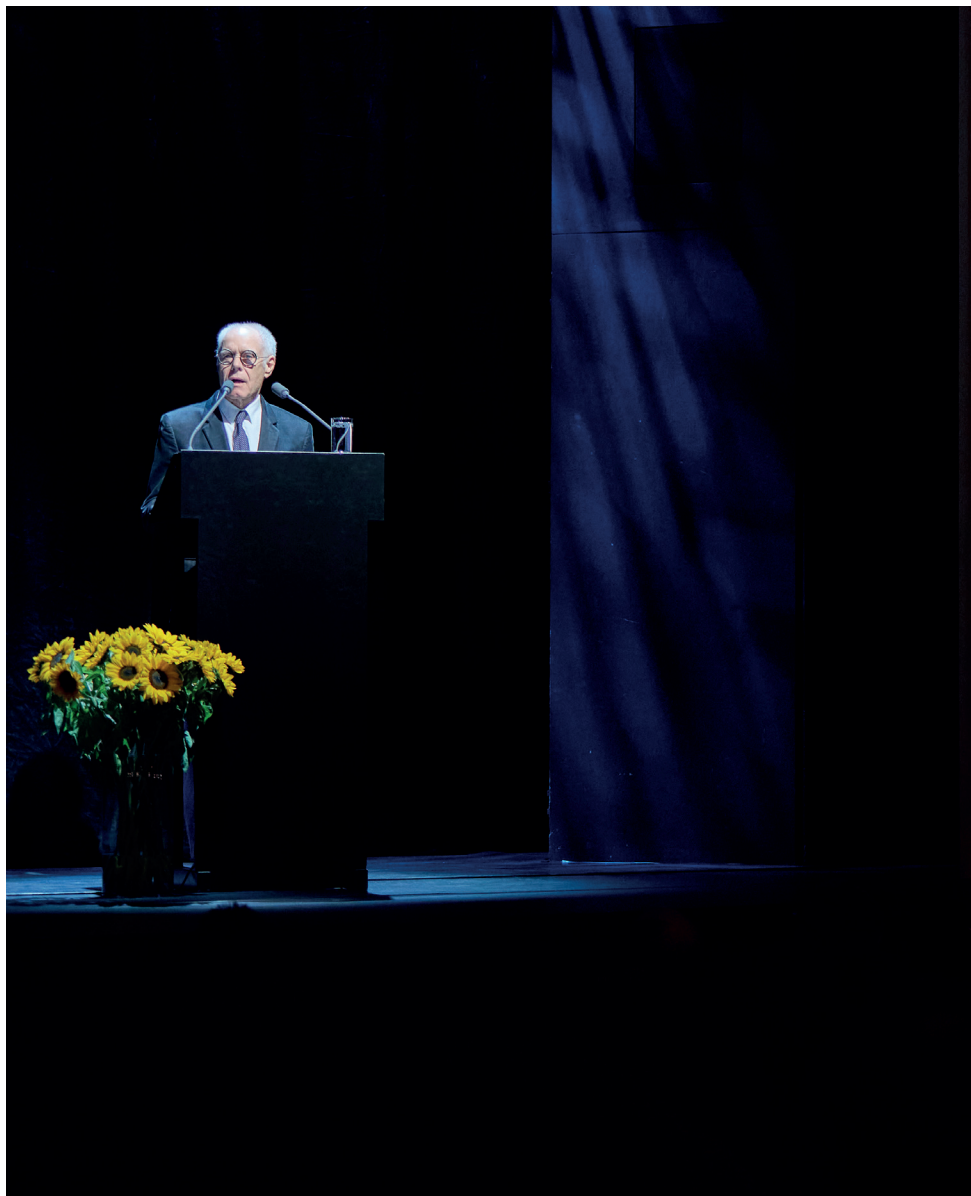
*

Die Feier vom 14. September 2025 im Schauspielhaus Zürich wurde angeregt und aufgesetzt von Peter Nobel, der sie auch mäzenatisch mitbegleitet, und dem Sprechenden. Sie wurde zu dem, was sie sein soll, durch das Mitwirken derer, die aufgetreten sind und deren Beiträge auf den nachfolgenden Seiten gelesen werden können.

Wir danken: Barbara Frey, Simone Lappert, Lena Schwarz. Moritz Leuenberger, Peter Nobel und Michael Krüger; den Mitgliedern des fabelhaften Merel Quartetts und der grandiosen Simone Felber und ihren Freunden.

Peter von Matt, der literarische Citoyen

MORITZ LEUENBERGER



Peter von Matt war ein Citoyen; ein Bürger, der im Geist der Aufklärung am Gemeinwesen teilnimmt, der die Civitas mitgestaltet und sein Kapital einbringt.

Sein Kapital war die Literatur. In Büchern und Texten, in Reden und öffentlichen Gesprächen prägte er den Diskurs unseres Landes mit. Nicht belehrend, sondern Hilfe leistend all denen, die ihn und sein Wissen suchten.

Und unsern kranken Nachbarn auch

In meinem ersten Präsidialjahr wollte ich in der Ansprache zum Tag der Kranken das Lied «Der Mond ist aufgegangen» zum Ausgangspunkt nehmen, das mir seit Kindesalter im Kopf war. «So legt euch denn Ihr Brüder in Gottes Namen nieder [...] und lass uns ruhig schlafen und unsern kranken Nachbarn auch.»

Schon als Kind fragte ich mich, wer denn dieser kranke Nachbar sei. Auch das mit den Brüdern war mir nicht so klar. Ich fragte Peter von Matt, der mir innert eines einzigen Tages zu Hilfe kam. So kam es, dass die Ansprache in Radio und Fernsehen folgende Passage enthielt:

«Der Mond ist aufgegangen» ist ein Kirchenlied, aber auch ein politisches Gedicht.

Matthias Claudius schrieb es in der Zeit der Aufklärung, als sich die Demokratien durchsetzten gegen herrschaftliche Systeme mit Königen und Untertanen.

«Die Brüder» bedeuten fraternité, zusammen mit égalité und solidarité zentrale Werte jener Epoche, welche Demokratie nicht nur als eine Staatsform begriff, sondern als ein Ideal, wie wir Menschen Verantwortung füreinander übernehmen sollen.

Die Aufgaben und Pflichten werden von allen wahrgenommen und nicht einfach der Obrigkeit überlassen.

Das betrifft auch unser Verhältnis zu Kranken.

Da sonnte sich ein Bundespräsident in der allgemeinen Bewunderung für die kluge Auslegung eines Gedichtes. Die Quellenangabe kann erst heute erfolgen. Das Schweizer Fernsehen liess sie damals gar nicht zu. Eine Präsidialansprache muss sich der Zeit für die folgende Werbung unterordnen.

Der Bundesrat am Grab von Elias Canetti

Ebenfalls im Jahre 2001 versammelte sich der gesamte Bundesrat während seines traditionellen «Schulreisli» frühmorgens, noch etwas verschlafen, auf dem Friedhof Fluntern. Als Überraschung hielt Peter von Matt an den Gräbern von James Joyce und Elias Canetti vor uns Sieben eine kurze Rede über Elias Canetti. Sie endete:

Wein ist immer beides. Harte Arbeit und rauschhafte Begeisterung.
Beides ist auch die Voraussetzung der Kunst.

Fleiss allein bringt Schwielen,
Rausch allein bringt Kopfweg,

beides zusammen ergibt das Kunstwerk und also auch die
inspirierende Politik. Wenn Ihnen heute der Stadtrat von Zürich
Zürcher Wein aufstellt, trinken Sie ihn mit Nachsicht. Er ist,

vorsichtig gesagt, von gedämpftem Feuer. Aber er ist ein starkes Zeichen, so wie er einst über die Pässe kam und blieb und weiter zog an den Rhein und die Mosel und überall Räume der Kultur eröffnete, Räume des strengen Denkens, des freien Spiels und der disziplinierten Politik.

So ziehen immer wieder grosse Geister, wie Canetti und Joyce durch diese Stadt, durch dieses Land.

Sie machen hier Station, bleiben oder ziehen weiter.

Sie gehören uns nicht und gehören doch zu uns. Sie verwandeln die Stadt und das ganze Land in einen dynamischen Raum, in eine Heimat mit offenen Fenstern und kräftigem Durchzug.

Ich weiss noch heute nicht, ob der «kräftige Durchzug» vorbereitet oder improvisiert war, weil nämlich gegen Schluss der Rede ein heftiger Windstoss aufkam und Peter das Manuskript aus den Händen auf das Grab von Canetti wehte.

Das Land, das nur rückwärts schaut

Im dritten Text, den ich zitieren will, war aber nichts improvisiert. 1998 wurde «200 Jahre moderne Schweiz» gefeiert. Gedacht wurde der Geburtsstunde der liberalen Bundesverfassung von 1848 mit Gewaltenteilung, individueller Freiheit und föderalen Strukturen.

Das Jubiläum war sehr umstritten. Es stand die Volksabstimmung über die ersten sieben bilateralen Verträge mit der EU bevor. Sie wurden heftig bekämpft, von einer Partei. Diese sah die Schlacht von Sempach, 1386, als die wesentliche Geburtsstunde der Schweiz und nutzte dies zur Polemik gegen die Jubiläumsfeier und gegen die Verträge. Es herrschte eine gehässige Auseinandersetzung darüber, ob das eigentliche Gen der Schweiz eine mittelalterliche Schlacht oder die liberale Verfassung sei.

Zum Festanlass in Aarau versammelten sich alle kantonalen Regierungen, alle kantonalen Parlamente, die eidgenössische Bundesver-

sammlung mit dem vollzähligen Bundesrat. Peter von Matt hielt die Festrede «Die Kunst der gerechten Erinnerung».

Sie begann so:

Es ist nicht überall ganz geheuer im Kanton Aargau. Noch immer kann es geschehen, dass einem in der Nacht, wenn man allein unterwegs ist, plötzlich ein Reiter begegnet. Der sitzt auf einem gewaltigen Ross, gestiefelt und gespornt, und nebenher läuft ein weisses Hündchen.

Der Boden dröhnt. Die Sporen klirren, das Ross rast mit aufgerissenen Augen voran.

Dem Reiter aber sitzt der Kopf verkehrt auf dem Leib, und seine Augen starren rückwärts in die Nacht. Vergebens sucht er den Kopf zu drehen. Immerzu muss er zurückblicken, als wäre dort etwas, was er nicht sehen will und doch nicht aus den Augen bringt.

Das ist der Stiefelreiter.

Man kennt seine Geschichte. Ein Verbrechen hat er begangen gegen Recht und Gesetz und gegen die Menschlichkeit. Falsch geschworen hat er, aus Geldgier und weil er unfähig war zu Mitgefühl. Jetzt starrt er zurück in seine Vergangenheit und bringt sie nicht mehr los.

So kann es einem ganzen Land mit seiner Geschichte gehen.

Es sollte nach vorn schauen, frei entscheidungsfreudig, mit Lust an der Zukunft und kühnen Plänen im Herzen. Aber eine furchtbare Gewalt hat ihm den Kopf umgedreht auf dem Rumpf. Es weiss nicht, wo das Ross hinspringt in der Nacht.

Es sieht nur, was war, und begreift nicht, was es damit anfangen soll.

Die eidgenössische Festgemeinde war tief beeindruckt. Sogar die Gegner der Jubiläumsfeier applaudierten. Man hörte Tuscheln: «Sie haben es gar nicht begriffen.»

Peter von Matt lebte die Trinitas der Aufklärung, fraternité, solidarité und égalité. Und im Gegensatz zu den politischen Folgen der Aufklärung wurde er weder zu einem Napoleon noch zu einem Literaturpapst.

Literaturwissenschaft war ihm nicht elitäre Abschottung, nicht akademische Überheblichkeit. Literatur soll allen zugänglich sein, war seine Überzeugung.

Denen dieser Zugang nicht leichtfiel, hat er Fenster weit geöffnet, auf verborgene Gärten, auf dunkle Wälder, die sich hinter Gedichten und Romanen verbergen. Oder verbergen könnten, denn nie hat er imperativ eine einzige Auslegungangepriesen. Immer wieder hat er es betont: Literatur paukt nicht eine Wahrheit ein. Das widerspräche dem Genom von Kunst. Das wäre Politik. Merkmal der Literatur ist, dass sie erkundet, ertastet und erfüllt werden muss.

Bei diesen Suchen hat er uns geholfen. Nie hat er auf uns herabgeschaut. Wir aber, wir schauen auch heute zu ihm hinauf.

Nirwana der Inspiration

für Peter von Matt

BARBARA FREY



«Dem Künstler, der den Ehrgeiz überwunden hat, liegt nur an dem Nirwana der Inspiration, dem Hinschlaf, dem Entströmtsein des Herzens: Platzmachen für Gott.»

Von Else Lasker-Schüler stammt der grossartige Satz, und Peter von Matt, der dichterischste aller Germanisten, war von ihm hingerissen. Ihn faszinierte die Idee, dass der Moment der höchsten Inspiration mit jenem der grösstmöglichen Leere zusammenfällt.

Es ist davon auszugehen, dass Peter von Matt dieser Idee schon andernorts begegnet war, auf seinen unendlichen Streifzügen durch die Literatur, die Künste, die gesamte Kulturgeschichte – aber so anmutig wie Else Lasker-Schüler mochte noch nie jemand darüber geschrieben haben. Das Wort «Hinschlaf» war eine genuine Schöpfung der Dichterin, einzigartig in der deutschen Sprache.

Was man zunächst beinahe überliest: Lasker-Schüler spricht von einer notwendigen Überwindung des Ehrgeizes, um überhaupt in den höchsten Zustand der Inspiration zu gelangen. Es braucht also eine Voraussetzung, einen Weg dahin; Inspiration ist nicht einfach da, weil man Künstlerin oder Künstler ist.

Peter von Matt hat den akademischen Ehrgeiz überwunden, indem er das Nichtwissen zugelassen hat. Er besass eine eigentümliche Fähigkeit, auch im nüchternen Zustand der Analyse zu träumen. Praktiken des Durchschauens und Katalogisierens von Texten misstraute

er. Er wollte nicht zu Ergebnissen kommen, sondern blieb im Prozesshaften, suchte nach immer neuen Herausforderungen und fand so die faszinierendsten Verbindungen im literarischen Schaffen quer durch die Jahrhunderte. Er forschte beständig nach der Verunsicherung, weil er wusste, dass sie die einzige Möglichkeit war, in Bewegung zu bleiben. So las, dachte und schrieb er immer weiter. Zufrieden oder gar selbstzufrieden war er nie, dafür war seine Neugierde zu gross – aber glücklich schien er zu sein, auch über alles, was nicht zu entschlüsseln war.

«Germanisten geben nie gern zu, dass sie etwas nicht durchschauen. Es kommt ihnen vor wie ein Verstoss gegen die Berufspflicht ...», schrieb er in seinem Band «Die verdächtige Pracht», einer monumentalen Liebeserklärung an die Gedichte. Er wollte es anders machen und behauptete da listig, gleich zu Beginn, dass niemand wisse, was ein Gedicht sei.

Dadurch ermöglichte er sich genau jene respektvolle Distanz zum einzelnen Werk, die für ihn notwendig war, um dessen Schönheit erfassen zu können, denn um sie ging es ihm.

Wanda Ferragamo, die grosse italienische Modedezarin, die sich ihr Leben lang mit den Künsten beschäftigt und von ihnen hat inspirieren lassen, gab einst eine tiefsinnige Deutung des Begriffs der Eleganz: «Eleganz ist die Zurücknahme des Selbst zugunsten der Schönheit.» Peter von Matt rückte dem einzelnen Werk nicht mit dem üblichen Germanistenbesteck auf den Leib, sondern betrachtete es mit einer eigentümlichen Mischung aus Strenge und Zärtlichkeit – und immer mit Zurückhaltung. Damit liess er dem Werk seine ureigene Schönheit und seinen Gedanken dazu ihre Anmut.

Etwas zum Vorschein bringen, indem man selbst zurücktritt: Isabelle Huppert, eine der bedeutendsten Schauspielerinnen unserer Zeit, sagte in einem Interview einmal: «Ich denke nicht nach, wenn ich spiele. Es ist seltsam. In meinem Kopf passiert nichts, auch in sehr extremen Situationen.» Der leere Kopf der Schauspielerin als Voraussetzung für die Fülle ihrer Ausdruckskraft. Peter von Matts feinsinnige

Deutungen der Literatur beruhten auf seiner Fähigkeit, die Werke erst einmal wirken zu lassen, ihnen den Hallraum zu geben, den sie verdienen. Das hatte mit Hingabe zu tun. Sie war die Grundlage für die spezifische Gedankenfülle und die stilistische Brillanz in seinem eigenen Schreiben.

Peter von Matt war auch ein grosser Porträtist. Hinter seinen scharfsinnigen Textanalysen wurde immer ein Mensch erahnbar, der sich sein Werk abgerungen hatte, in der Verzweiflung und am Rande des Verstummens, in rauschhaftem Höhenflug, existenzieller Not oder der Grauzone bürgerlicher Alltäglichkeit, die weit weg scheint vom künstlerischen «Hinschlaf».

Literatur fliegt niemandem einfach zu, genauso wenig wie Musik oder Schauspielkunst. Es existiert kein magischer luftleerer Raum, aus dem ein Genius erwächst wie ein Geist aus der Flasche. Von Matt forschte nach den Widerständen, die das dichtende Subjekt überwinden muss, um Aufschluss über sich und die Welt zu gewinnen und zu seiner spezifischen Wahrheit zu finden. Unvergesslich bleibt in diesem Zusammenhang von Matts jahrzehntelange Faszination für Annette von Droste-Hülshoff, deren fortwährender Kampf gegen den erstickenden Biedermeier-Geist zu den tiefgründigsten und unheimlichsten Versen in der deutschen Literatur geführt hat. In ihre Zeilen horchte er so sensibel hinein, «wie sie selbst in Moos und Gräser und in ihre schlaflosen Nächte hineinhorchte», so formuliert im Band «Verkommene Söhne, missratene Töchter».

Für meine Arbeit als Theatermensch sind die luziden Gedankengebäude von Peter von Matt seit Jahrzehnten prägend. «Weil die Literatur immer konkret ist, denkt sie nicht in Begriffen, sondern in Szenen», schrieb er in seinem Buch «Sieben Küsse» und betonte damit das dramatische Potenzial in aller Literatur. Auch ein Gedicht geht szenisch vor. Das theatrale Element in allen literarischen Formen und Gattungen aufzuspüren, macht von Matts eigenes Schreiben so sinnlich und wesenhaft und hilft, die Kunstform Theater immer neu zu begreifen. Sie ist ein sensibles Gebilde, zart wie ein

Spinnennetz – und doch robust gegen die regelmässigen Attacken, denen sie ausgesetzt ist. Der Wahrheit ihrer Texte kann man vertrauen, quer durch die Jahrhunderte, bis zum heutigen Tag. Dabei muss man sich nicht in Diskussionen verlieren, ob ein Stoff aktuell ist. Aktuell ist der Journalismus, und der operiert mit anderen Wahrheitsbegriffen. Was zählt für den Theatertext, ist seine szenische Vitalität, sein Tiefsinn in der Porträtierung von Menschen und seine Beweglichkeit im Hinblick auf die wesentlichen Fragen der Zeit, in der man lebt. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um eine Komödie, eine Tragödie oder etwas Drittes handelt. Man will zu einer Erkenntnis kommen, zu einer Erschütterung, zu Momenten plötzlich aufblitzender Wahrheit; egal ob man dabei in Gelächter ausbricht oder von Melancholie ergriffen wird.

Man muss am Theater – wie in jeder Kunstform – eine Behauptung aufstellen. Peter von Matt war und bleibt diesbezüglich ein unvergleichlicher Lehrmeister. Anhand einer eleganten Behauptung konnte er die gesamte Literaturgeschichte umreissen: «Das Universale erkennen die Dichter am schärfsten im Belanglosen. Der Tod einer Fliege kann für sie so wichtig sein wie der Trojanische Krieg» (aus: «Sieben Küsse»). Das ist monströs, aber beglückend und ermutigend für die Bühnenkunst, denn es lässt sich übertragen auf deren Instrumentarium jenseits des eigentlichen Textes: Eine einfache Geste, eine leichte Veränderung in der Stimme, ein eigenwilliger Bewegungsablauf, alles kann nebensächlich sein – oder riesenhaft und bedeutungsvoll.

Der Blick der Literatur, schrieb Peter von Matt, habe sich «nie ganz abgelöst vom Blick des Kindes», der noch frei ist von den Wahrnehmungshierarchien der Erwachsenen. Im Theater ist das Element des Kindlichen entscheidend: Man setzt sich einen Hut auf und ist ein anderer Mensch. Der Pakt zwischen Bühne und Parkett macht es möglich; alle Beteiligten wissen um die Verflechtung von Sein und Spiel als Grundvoraussetzung für die Verwandlung. Der Hut des Schauspielers verwandelt nicht nur diesen selbst, sondern auch sein

Publikum. Die genuine Erfahrung des Zuschauens entspricht jener des Lesens. Man trifft auf eine neue, eine andere Wahrheit, man tritt neu und anders in die Welt.

Peter von Matts eigene Verwandlungsfähigkeit war so gross, dass ihm oftmals sein eigenes Werk unbekannt schien. Im persönlichen Gespräch mit ihm gab es Momente, da ich ihn als seine begeisterte Leserin zitierte und er mich ungläubig fragte: «Das habe ich geschrieben?» Ich bejahte energisch, woraufhin er, nach einigem Nachdenken, eine zweite Frage stellte: «Wo habe ich das geschrieben?» Ich nannte ihm das betreffende Werk, er sinnierte abermals einen Moment, blickte mich schräg an und meinte: «Aaaaah, ja ... Das ist ja gar nicht mal so schlecht!»

Peter von Matts beharrliches Erforschen der grossen, mythischen Bögen wie der kleinsten, zartesten Zusammenhänge in der Literatur haben mein Denken und meine Arbeit immer inspiriert und bereichert, und so wird es bleiben.

Sinnliches Abtasten/Durchdringen von Literatur

LENA SCHWARZ



Peter von Matt hat einmal geschrieben:

«Wenn Restauratoren monatelang an alten, verrauchten Gemälden operieren, bis darin Dinge sichtbar werden, von denen niemand eine Ahnung hatte, darf sich da nicht auch die Literaturwissenschaft an einem Stück eingedunkelter Poesie die Mühe der Klärung Zentimeter für Zentimeter machen?»

Ich versuche, ein verkürztes Beispiel zu geben für sein so genaues und sinnliches Abtasten/Durchdringen von Literatur: eine altmodische Geschichte; «Schwestern», eine Ballade von Annette von Droste-Hülshoff.

Eine Frau geht an der anderen kaputt, genauer: Sie geht kaputt am Kaputtgehen der anderen.

Inhaltlich geht aus den ersten drei Strophen Folgendes hervor: Da sind zwei Schwestern; die ältere heisst Gertrude, die jüngere Helene. Von der sterbenden Mutter hat die ältere Schwester Elternamt übernommen, Autorität und Verantwortung für die jüngere Schwester. Das Familiensystem, das sich hier entwickelt, ist also eine reine Frauenwelt. Das tatsächliche Verhältnis der beiden Frauen ist das innerste Geheimnis dieser Dichtung.

Die äussere Handlung des ersten Teils ist schnell zusammengefasst: Die junge Helene ist in die Stadt gegangen und bleibt etwas länger aus als erwartet. Gertrude, die Ältere, irrt panisch durch den Wald auf

der Suche nach ihr – erfolglos. Als schliesslich ihr Hund herankommt – ohne Helene – deutet die Schwester dies als Zeichen der definitiven Trennung. Ihr Suchen wird sinnlos, gespenstisch. Am Morgen wird die arme Gertrude im Gras gefunden, am Rand des Waldes und am Rande der Verrücktheit. Dies ist, man erschrickt fast, die Ursituation der Dichterin Annette Droste: im Grase, in sich selbst versunken, umwirbelt und umweht von den eigenen Träumen.

Die erzählerische Verdichtung setzt in der zweiten Strophe ein, der Text schwenkt vom Wald- und Bergland über in die Stadt, von Einsamkeit ins Getümmel. Der Fokus der Erzählung bleibt bei Gertrude. Offenbar ist sie wegen des Marktes vom Hinterland in die Stadt gekommen, also nicht auf einer planvollen Suche nach ihrer Schwester. Die merkwürdige Anästhesiertheit, der komplexe seelische Zustand der Frau wird hier festgehalten.

Droste stösst hier zu Erzählmomenten vor, die mit plötzlichen, an die Filme Eisensteins gemahnenden Grossaufnahmen operieren. Ein konzentriertes Versinken in den Text lässt auch heute noch erleben, wie energisch hier erzählt wird hinter dem altmodischen Firnis: die Pferdenüstern, riesengross neben dem Gesicht der gedankenverlorenen Frau; wie sie in Gefahr gerät durch die herantobende Karosse, und wie das Rad ihre Schürze fasst. Vor allem aber: wie das Entscheidende ausgespart wird. Offensichtlich erblickt sie etwas im Moment der höchsten Gefahr, das sie völlig verändert. Die Apathie schlägt um in wilde Aktivität; sie wird zur Kämpferin, körperlich, der ganzen Menge gegenüber, gerät aus der passiven in eine Art militante Einsamkeit. Dass sie die Schwester gesehen hat in der arroganten Kutsche, ist vom Kontext aus nicht zu bezweifeln. Sie will ihr nach, kommt zum «stattlichen Haus» und wieder entzieht sich die Schwester ihrem Blick.

Die Angst des Textes vor der vollen körperlichen Gegenwart der verkommenen Schwester gehört zu seinem mysteriösen Kern.

Äusserlich, auf der Handlungsebene, geraten die Schwestern nur durch den kleinen Hund in wirklichen Kontakt. Gertrude ist vor dem schönen Haus stehengeblieben und glaubt an eine Täuschung ihres

armen Kopfes, aber der Hund hat Helene erkannt, ist ihr nachgerannt. Er stellt also den Beweis dar für die Identität der Schwester. Er erscheint als eine Art Seelentier, das beiden Frauen gemeinsam ist und wie verdammt hin- und herrennt.

Immerhin: Der grosse Handlungsbogen ist deutlich genug. Helene ist aus dem Gebirge abgehauen und lebt in der Stadt, und zwar prächtig, indem sie vom Kapital ihrer Reize zehrt. Gertrude quält sich ab unter der Last einer Verantwortung, die zur Schuld geworden ist. So deutlich setzt nun auch der dritte Teil ein:

Wir sind wieder in der Stadt, diesmal am Hafen. Gertrude, gealtert, kommt mit einem Gefäss Honig zum Schiff, um Geschäfte zu machen. Und erneut wird der Hund zum Go-Between. Der Seelenhund. So wie er bisher schon immer gerannt ist zwischen den Schwestern, rennt er auch jetzt wieder los – sofern er in seinem hohen Hundalter überhaupt noch rennen kann –, rennt und strauchelt und heult. Die schreckliche Wasserleiche am Ufer wird dadurch für den Leser sogleich als die tote Helene erkennbar. Sie ist in den erwarteten Niedergang geraten, hat sich umgebracht im See und wurde jetzt angeschwemmt. Dies ist die erste Begegnung der zwei Schwestern im ganzen Text. Die fiebrige Erwartung des Anfangs und das apathische Suchen später, beides wird erst hier eingelöst. Das Zusammenfinden der beiden Frauen wird vom Verhalten des Hundes zeichenhaft erläutert. Er heult wie «Wölfe im Eisen», das heisst, wie ein wildes Tier, welches in ein Tellereisen getreten ist, die brutale Falle, deren zwei gezackte Stahlbögen um das Bein zusammenschlagen.

Das Seelentier war gehetzt, aber doch auf eine Art frei. Jetzt ist es an einem Endpunkt. Dem akustischen Extrem entspricht auch das grausige Bild, wie das lahme Tier über die Leiche kriecht. Alles Hin und Her ist zu Ende, und so kann vom Seelenhund gesprochen werden, als beginne er sich aufzulösen. Tatsächlich verschwindet das Tier jetzt aus dem Text.

Wichtig ist, wie sich der seelische Vorgang in Gertrude körperlich inszeniert: Ganz langsam geht die Frau aus der Haltung des aufrechten

Ganges nieder, und blickt dabei «irrer und irrer», lächelt «wirrer und wirrer» – lächelt, weil es ja doch das Wiedersehen ist. Gesicht hängt über Gesicht. Und auf dieses sehr langsame Neigen und Sinken folgt ein plötzlicher Sturz. Sie fährt nochmals hoch und bricht mit einem Schrei zusammen.

Und jetzt? Was ist da weiter zu erwarten? Das Wesentliche, denkt man, ist geschehen. Dennoch ist es der vierte Teil, der dem Ganzen erst sein volles Gewicht gibt und ein literarisches wie seelengeschichtliches Ereignis schafft. Jetzt drängt das Geheimnis gefährlich an die Oberfläche und an die geschützten Zonen des Bewusstseins heran, das Geheimnis, das sich im Text von der ersten Zeile an regt und doch verdeckt und vergraben bleiben soll.

Plötzlich nämlich taucht zu Beginn des letzten Teils ein redendes Ich auf (ein Jäger) und präsentiert sich als die Instanz, die auch bisher schon alles erzählt hat. Der Jäger steht in einem Wald, und es ist totenstill. Er hört von fern die Rufe eines Rehs und die knisternden Schritte des Tiers; sie sind das eine Geräusch in der Stille; das andere Geräusch kommt tief aus dem Boden unter dem Jäger. Ein Holzwurm pocht da irgendwo. Solche allerwinzigste Geräusche, eine Art mikroskopische Akustik, durchziehen das ganze Schaffen der Dichterin.

Kaum hat der Jäger das Pochen vernommen, spricht auch sein Begleiter und erklärt, dass genau hier eine verrückte Selbstmörderin begraben sei.

Nicht der Suizid ist das Wesentliche, sondern woraus er hervorgeht. Der Bursche selbst weiss von einer stadtbekannten Wahnsinnigen, die am Hafen lebte. Da sie aus dem Gebirge stammte, war sie eine Hergelaufene, eine Fremde, wie jenes «fremde ertrunkene Weib», und war auch, genau wie dieses, verloren «an Seele und Leibe».

Sie treibt sich am Ufer herum, seit man dort die andere aufgelesen hat. Sie sucht, immerzu, sucht die Ertrunkene, als gäbe es sie noch irgendwo, als wüsste sie genau: Die ist da, und sie ist zu finden.

Das kann und muss man doppelt lesen. Einmal, auf der äusseren Handlungsebene, als klinischen Bericht über eine psychische Zer-

störtheit; das andere Mal, auf der Geheimnisebene, als die symbolisch herausgerückte Wahrheit des Ganzen.

Wie sucht sie die Schwester? Sie hat ein Ritual entwickelt, das immer dann möglich wird, wenn der See ganz ruhig ist. Dann beugt sie sich über das Wasser und sieht darin ihr Spiegelbild, und dieses ist die Schwester. Sich selbst erblickend, betrachtet und benennt sie deren Zustand: «Wie alt sie aussieht, wie irre und wild,/ Und wie entsetzlich verkommen.» Sie selbst ist es, die sie immer gesucht hat und nun im tiefen Wasser findet. Was ihr entgegentaucht, ist die Gestalt des eigenen Leibes und der eigenen Seele – und nie war die Schwester etwas anderes. Sie will endlich mit dem Wesen eins werden, damit die Qual der zerschnittenen Existenz ein Ende habe. Und tatsächlich vollzieht sie schliesslich den Akt, wirft sich dem Spiegelbild im Wasser kopfüber entgegen. Im Sturm geschieht's, im Toben und Wüten des Sees, als das Wasser ihr entgegenkocht zum Vollzug der schrecklichen Hochzeit, der Selbstfindung.

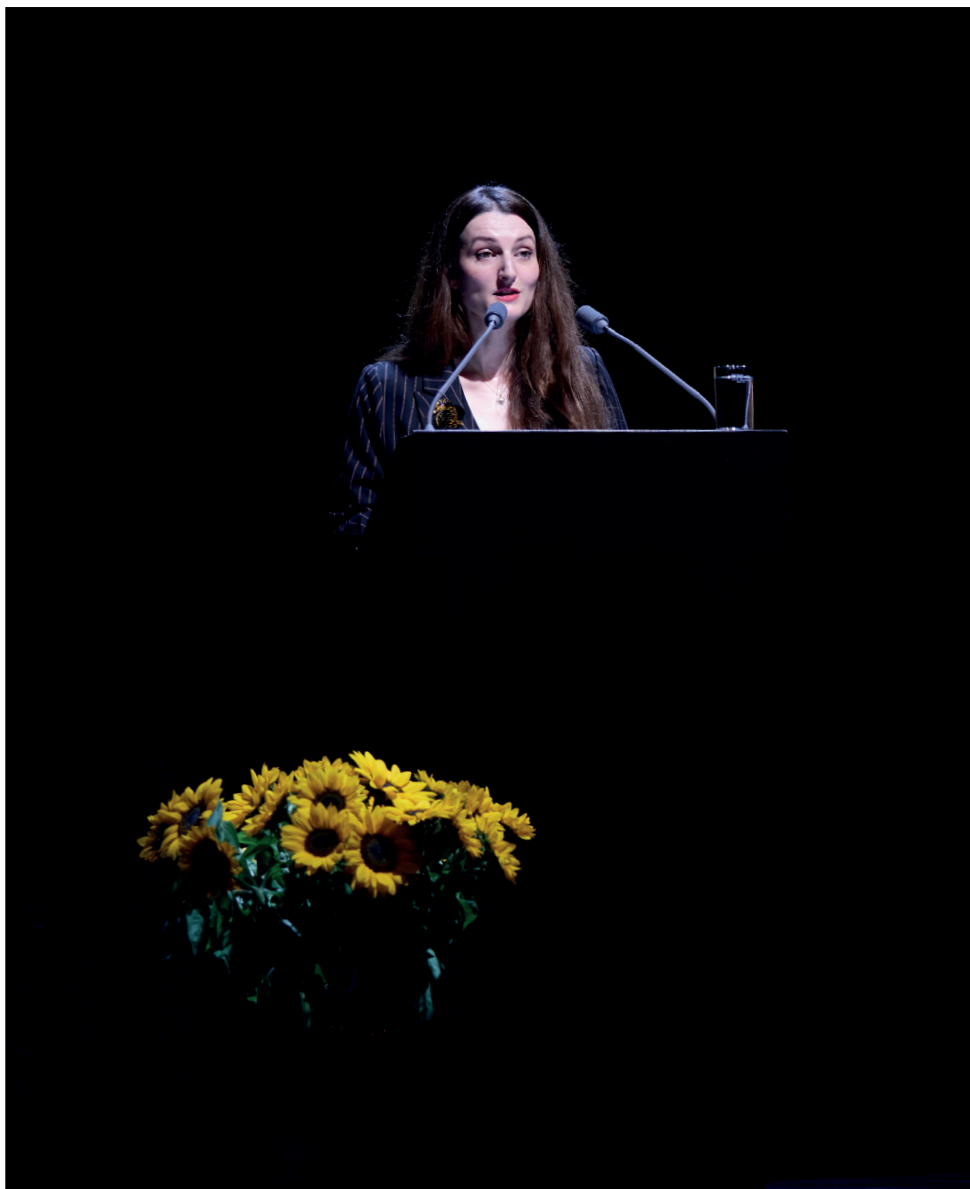
Das Spiegelbild ist also das Schlüsselzeichen. Sobald ich nun, ausgehend von der Spiegelszene, den Text auf der Geheimnisebene als Geschichte einer einzigen Frau lese, als die Sichtbarmachung einer weiblichen Existenz in Gestalt zweier auseinanderlaufender und wieder zusammenstrebender Leben, ist alles anders:

Eine Frau will zu sich selbst kommen, sucht leidenschaftlich nach sich selbst und findet sich erst im Wahn, im Tod, in der Zerstörung. Die innere Kaputte wird heil, indem sie aussen kaputt geht.

Eine ›Todesart‹ ist das, nach dem genauen Sinn des Wortes bei Ingeborg Bachmann.

Lyrische Hommage an Peter von Matt

SIMONE LAPPERT



Vielen Dank für diese Einladung, es ist mir eine grosse Ehre, heute Abend hier sein zu dürfen. Denn anders als viele, vermutlich die meisten in diesem Raum, hatte ich nicht das Glück, Peter von Matt persönlich zu kennen.

Aber ich hatte und habe das grosse Glück, ihm in seinen Büchern zu begegnen. Mit der Lektüre dieser Bücher im Hinterkopf, kann ich mir nur vorstellen, wie bereichernd es gewesen sein muss, in seinen Vorlesungen zu sitzen, immer wieder haben mir befreundete Autor:innen mit leuchtenden Augen davon erzählt. Und es scheint mir, dass es überhaupt eine besondere Art des Leuchtens ist, die durch Peter von Matts Schreiben streift.

Es sind Texte, die mich als Autorin beim Lesen so sehr anleuchten, dass ich manchmal gleich ins Buch hineinschreiben muss, an den Rand, ums Geschriebene herum, weil mir der Weg zum Notizbuch zu lang vorkommt und zu weit. Es sind Texte, die sich in meine Arbeit hineinflimmern und neue Ideen ans Licht rücken. Etwa mit Sätzen wie diesem hier, aus dem Band «Übeltäter, trockne Schleicher, Lichtgestalten – Die Möglichkeiten der Literatur»:

Und wo es das Äusserste gilt, das Äusserste an Verzweiflung, oder das Äusserste an Glück, ist die Metapher die einzige Rettung vor dem tragischen Verstummen.

Was für ein Satz. Ein Lichtschalter von Satz. Einer von vielen, die für mich beim Lesen ein Funkeln in Gang setzen, ein Schimmern,

ein Gleissen. Immer wieder werde ich mit Einleuchtungen beschenkt, werden die aufregendsten Zusammenhänge erhellt, etwa wenn Annette von Droste-Hülshoff und Mary Elisabeth Colerige mit ihren Gedichten «Das Spiegelbild» und «The Other Side of a Mirror» Seite an Seite stehen im gleichen Text und sich als Frauen jäh der Macht bewusst werden, die in ihnen schlummert, während sich ihre Schatten dabei über die Buchnaht hinweg berühren.

Immer wieder sind mir beim Lesen Sätze begegnet, die ich eingesteckt habe, wie Taschenlampen für später. Zum Beispiel diesen, aus dem Essay «Deutsch in der Deutschen Schweiz» im Band «Das Kalb vor der Gotthardpost», der lautet: «Was man liebt, gibt zu tun».

Da mir aber im Sprechen über Literatur bei weitem nicht dieselben raffinierten Leuchtmittel zur Verfügung stehen wie Peter von Matt, kann ich ihm im Sprechen über seine Texte eigentlich nur ungerecht werden. Deswegen habe ich versucht, einige der flirrenden Gedanken, Erhellungen, und glühenden Begeisterungen, die mir beim Lesen seiner Bücher begegnet sind, in ein Gedicht zu verpacken.

Vielleicht erkennen Sie darin ja den einen oder anderen Text von Peter von Matt wieder...

unterwegs im möglichkeitsgebiet (*für Peter von Matt*)

finden sich wunderwüchse und randgewächse,
 sorgsam beleuchtetes dunkelgestrüpp,
 übers äusserte hinaus und bis ins innerste hinein,
 elementare beleuchtungsmanöver.
 finden sich *lichtgestalten*, die von sockeln fallen
 und lauter entkernte pudel.
 finden sich schillernde *koalitionen*
 und flunkernde musen
 hier und da ein *ohrenbläser*,
 im dunstkreis *trockner schleicher*.
 finden sich verspiegelte flure
 zwischen epochen und figuren,
 flüstert shakespeare mrs dalloway ins ohr.
 jeder punkt im text ein facettenauge,
 weitsichtig, wach und tiefenscharf.
 findet sich feuer, überall feuer,
 zwielichterloh,
 finden sich unerforschte feste
 und ungetanzte lieder,
 ein kalb, das für immer
 um sein leben rennen wird.
 durchs geöffnete buch fällt licht,
 auf die sirenen und die störer
 und heimliche terrassenküsse,
 auf ein kinderbuch, das viel das mehr hält,
 als es verspricht,
 auf hamlet, der durch die buchrücken spukt,
 auf die steine im mantel von virginia woolf.
 finden sich stiegen hinter *verlorene sonnen*,
 wo caspar david friedrich das licht neu mischt.
 findet sich ein fundbüro für fragezeichen

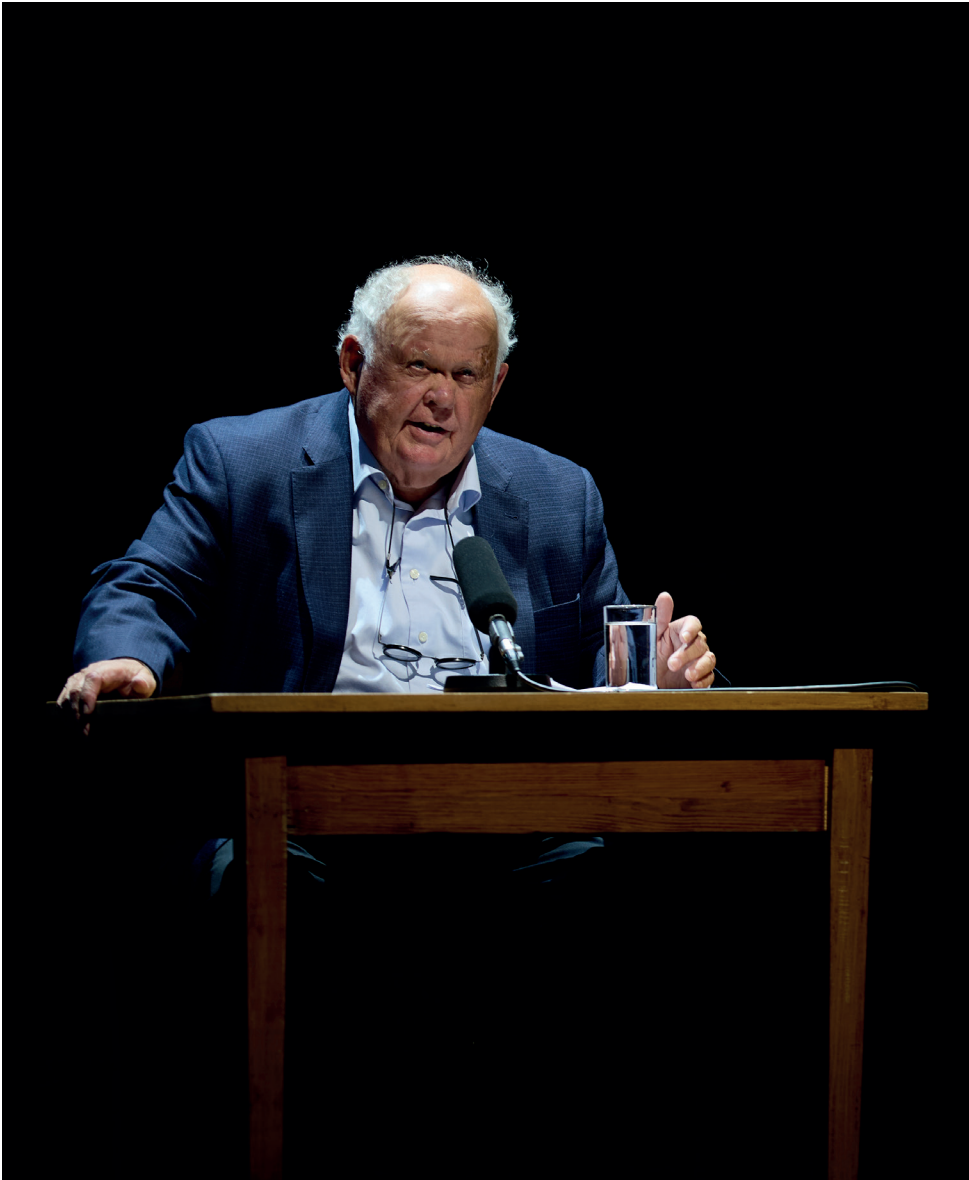
zum ältesten gefühl der welt,
für all die verlorenen verstände.
kitzeln papagenos gelassene federn,
den ernst der lage hinterm schutzumschlag.
finden sich allerhand *mirakel*
und immer *textgerechtigkeit*,
toben *ungezähmte gegenkinder*
und *entfesselte vokale*.
finden sich paläste einer anderen zeit,
unterkellert von urersten mythen,
finden sich schlüssel zu *künstlichen paradiesen*,
umwegweiser ins weiterdenken,
zu den lauernden schätzen im schilf,
lotsen sprachgefertigte nebelhörner
idee um idee an land.
finden sich sätze für die innentasche,
fürs megaphon und unters kissen,
gehen zusammenhänge am buchrand auf
wie ungewusste monde,
trabantische begleiterinnen,
die um den schreibtisch kreisen.
findet sich findung um findung,
findet sich unbändig viel:
das *zu tun gibt*,
das leuchtet,
und bleibt.





Rund um Dürrenmatt und Peter von Matt

PETER NOBEL



Ich habe mich hinreissen lassen, über einige Erinnerungen aus doch schon fernerer Zeiten zu berichten.

I.

Peter von Matt hat uns in erster Linie das Gebäude der Literatur mit der Kunst der Intelligenz (das ist eine höhere Form von KI) erschlossen. Er war ja auch ein vorausschauender Denker und stellte etwa zu einem Gedicht von Enzensberger der 1960er-Jahre zum deutschen Zugwesen fest:

Das Lesen von Fahrplänen hat sich zu einer kreativen Tätigkeit entwickelt wie einst das Odenschreiben: Wenn der 18.35er vor 19 Uhr eintrifft, könnte ich in Mannheim noch den 19.33er erreichen, der vermutlich gegen 20.15 Uhr dort ankommt.

Das war noch bevor er sich mit dem im Tunnel abstürzenden Zug beschäftigte und dem, was er bei Dürrenmatt den immer wiederkehrenden Gegensatz von Demontage und Offenbarung nannte.

Peter von Matt hat später im Zuge von Dürrenmatt aber ein bleibendes eidgenössisches Haus für die Literatur konzipiert und ideell begründet. Damit meine ich folgendes:

Im Diogenes Verlag begannen Daniel Keel und Ruedi Bettschart in den 1980er-Jahren über den literarischen und bildnerischen Nachlass von Friedrich Dürrenmatt nachzudenken und zogen dazu Peter von Matt und auch mich als Anwalt und künftigen Willensvollstrecker bei. Im Kalenderblatt des Diogenes Verlags für heute, den 14. Septem-

ber 2025, heisst es: «Kunst ist ein starker Wein und es gehört ein starker Kopf dazu, ihn zu ertragen» (Maughan).

Peter entwickelte die Idee, dass die Schweiz über kein zentrales Literaturarchiv verfüge und wir uns, zwar bescheidener, aber doch an der deutschen Einrichtung in Marbach orientieren sollten. Daher der Plan: Vielleicht wäre das Zurverfügungstellen der Manuskripte von Friedrich Dürrenmatt ein ausreichender Teaser für die tintenblaue Eidgenossenschaft, um eine zentrale Institution zu begründen.

Peter sagte mir einmal, die Schweiz habe jedes Jahrhundert zwei bedeutende Schriftsteller, und zu seiner Blütezeit waren das Frisch und Dürrenmatt. Er war zwar mehr der Mann der selbständigen Frisch-Stiftung, aber ich denke, niemand hat Dürrenmatt so gut verstanden wie er. Es ist faszinierend, wie er die Frisch'sche Wahrhaftigkeitsästhetik den «Stoffen» von Friedrich Dürrenmatt gegenüberstellte als «Wahrheit» und «Vision mit der Potenz zum Kunstwerk», das auch eine «Panne» sein kann (Die tintenblauen Eidgenossen, S.245). Dürrenmatt war die Chance zur Verwirklichung der Vision.

Friedrich Dürrenmatt war der Idee nicht abgeneigt, doch brauchte es einige Gespräche, denn die Staatskepsis, die er dann mit der «Schweiz als Gefängnis» 1990 im Institut im Grünen mit Vaclav Havel noch einmal theatralisch manifestierte, war stets vorhanden. Der Schweizer weiss nicht, ob er Gefangener oder Wärter ist. Das Publikum war aufgebracht. Und im Rückblick waren wir eben spät dran, 1988, drei Jahre vor Dürrenmatts Tod, wie der rasende Roland im «Besuch der Alten Dame», der als letzter Expresszug genau um 11.57 Uhr eintrifft.

II.

Dann begannen die Verhandlungen mit Bundesrat Flavio Cotti. Ich hatte mit ihm eine gute Beziehung, denn ich gehörte zu den Auserwählten, die in seiner Berner Wohnung die Fettwürste aus Korsika mitkonsumieren duften, von denen er jeweils einen ganzen Diplomatenkoffer aus den Ferien mitbrachte.

Wir besuchten mit Alfred Defago auch Marbach und waren tief beeindruckt, durch die Dimensionen aber auch etwas entmutigt. Peters vehemente Argumente halfen aber sehr. Und das Schweizer Projekt begann so doch Gestalt anzunehmen.

Auf den 8. Dezember 1988 wurde ein Mittagessen im Bellevue Palace in Bern anberaumt, Bundesrat Cotti, Alfred Defago, Peter von Matt und ich. Das Mittagessen wurde zu einer Schlüsslepisode.

Am Morgen rief bei mir das Eidgenössische Militärdepartement an, was sie normalerweise nicht tun. Das Anliegen war das Mittagessen, an dem auch Nationalrat Ernst Mühlemann, Präsident der Nationalbibliothek, teilnehmen wollte, aber wegen Schneegestöber nicht mit dem Helikopter aus dem Thurgau nach Bern fliegen könne. Das liess sich durch seine Absenz bereinigen.

Kurz darauf läutete das Telefon schon wieder. «Hier ist der Fritz. Du, ist ein Bundesrat wichtig?» Ich ahnte Böses und meinte, ein solcher sei nicht absolut wichtig, aber relativ wichtig, wenn man sich mit ihm zum Mittagessen verabredet habe.

«Was ist denn los?» «Ach, ich bin in München, und die Swissair fliegt wegen dem Schnee nicht.»

Mit allen Mitteln gelang es dann, Friedrich Dürrenmatt noch auf den verspäteten Morgen-Flug der Lufthansa nach Zürich zu bringen, und kurz nach 11 Uhr wurde er durch einen Nebenausgang herausgebracht. Das war reichlich spät für das Mittagessen um 12 Uhr. Wir sausten mit dem Audi Quattro über die verschneite Autobahn und dann durch die Berner Einbahnstrassen rund ums Bundeshaus. Um 12.30 Uhr waren wir vor dem Bellevue, wo Flavio Cotti schon unwirsch draussen stand.

Beim Mittagessen redete eigentlich nur Friedrich Dürrenmatt. Peter von Matt hat das selbst gekonnt beschrieben. Flavio Cotti war eher in sich gekehrt, ging einmal telefonieren und um 14 Uhr holte ihn ein Weibel ab. Dürrenmatt meinte im Anschluss: «Ja, der Herr Cotti ist ja gar kein richtiger Politiker, der kann noch zuhören und redet nicht immer. Wir machen dieses Projekt.»

Wie ich später von Arnold Koller erfuhr, der an einem Militärempfang immer wieder hinter dem Vorhang habe verschwinden müssen, hatte der Bundesrat sich just über jenen Mittag auf den Fall Kopp konzentrieren müssen.

Was wäre nun geschehen, wenn Bundesrat Flavio Cotti während des ganzen Mittagessens mit Friedrich Dürrenmatt wie ein Politiker stets geschwatzt hätte? Verdanken wir das Literaturarchiv letztlich Frau Kopp? Man könnte hier den Dürrenmatt-Satz Nr.8 zu den Physikern zitieren: «Je planmässiger die Menschen vorgehen, desto wirksamer vermag sie der Zufall zu treffen.»

III.

Das Projekt musste in einen Erbvertrag gefasst werden, der am 27. Juni 1989 geschlossen wurde. Als dessen Ziel wird in Artikel 1 bezeichnet (ich zitiere): «den schriftstellerischen und allenfalls Teile des künstlerischen Nachlasses von Herrn Friedrich Dürrenmatt im Rahmen eines von der Eidgenossenschaft zu gründenden und getragenen Schweizerischen Literaturarchivs als Ganzes zu erhalten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.»

Der künstlerische Nachlass befindet sich heute mit allen Bildern an ihrem Entstehungsort, nämlich in dem mit einer ebenso abenteuerlichen Geschichte versehenen «Centre Dürrenmatt» in Neuenburg, von Mario Botta körperaffin zu Dürrenmatt gestaltet. Madeleine Bettschart hat das «Centre Dürrenmatt» zu grosser Blüte gebracht. Es lohnt sich ein Besuch.

Der Unterzeichnungsanlass zum Erbvertrag wurde selbst auch wieder zu einem Dürrenmatt-Stück.

Wir trafen uns in der Berner Schweizerhof-Bar und Dürrenmatt war verunsichert. Charlotte Kerr meinte, seine Manuskripte gehörten nach Marbach, und verliess die Szene. Es wurde 19 Uhr, und meine gewissenhafte Frau meinte, dass wir jetzt zur Unterzeichnung gehen müssten. Dürrenmatts Reaktion bestand aus einem schlichten: «Ja, nu de halt.»

Als wir im Taxi beim von Wattenwil-Haus ankamen, waren wir diesmal nur eine Viertelstunde zu spät. Die Lampen des Tagesschau-Teams waren schon installiert und hell erleuchtet. Flavio Cotti stand wieder misstrauisch vor dem Haus. Frau Dürrenmatt fehlte. Der Notar Friedli musste, nachdem ich unter den Fernsehlampen durchgetaucht war, noch mit Bleistift die Liste der Werke in der Urkunde bereinigen; das betraf die Frau Kerr übereigneten Manuskripte, zu denen Fritz mir im Taxi sagte, dass ich «da noch etwas machen müsse».

Die kurzen Worte von Flavio Cotti und Friedrich Dürrenmatt bei der Unterzeichnung vor dem Notar liessen die höchsten Werte der Eidgenossenschaft aufblitzen.

Man stand dann noch etwas verlegen im Garten, und Friedrich Dürrenmatt erzählte die Geschichte des Studenten Teobold Weinzäpfli, der sich 1654 mit dem Pferd von der Münsterplattform gestürzt hatte und überlebte. Dann schritt man zum Nachtessen. Da war diesmal auch Ernst Mühlemann. Die Vorspeise wurde gereicht. Dann ging die Türe auf und Frau Kerr stand da und eröffnete: «Meine Herren, ich will Ihnen jetzt sagen, warum ich gegen diesen Vertrag bin.» Die Tafelrunde erstarrte. Cotti bewies allerhöchste Geistesgegenwart und sagte: «Frau Dürrenmatt, ich habe Sie schon am Filmfestival in Locarno bewundert.» Das brach den Bann und führte zu einer Diskussion, die positiv endete.

Das Schweizerische Literaturarchiv ist heute eine wunderbare und solide Institution, Aufbewahrungsort unseres kollektiven literarischen Gedächtnisses. Wir alle danken Peter von Matt. Die Literaten können hier posthum – und manchmal auch sozusagen «antehum» – ihre Nachlässe unterbringen. Annähernd 300 Autoren und Autorinnen haben dort bereits 15 000 Kisten deponiert. Das ist doch was. Ich danke Ihnen.

«Was bleibt aber,
stiften die Dichter»

MICHAEL KRÜGER



In dem Verlag, in dem ich – auf sehr verschiedenen, harten und weichen Stühlen – den grössten Teil meines Erwachsenenlebens verbracht habe, war ich als sehr junger, unstudierter, aber dafür leidenschaftlicher Lektor seit 1968 für eine Buch-Reihe verantwortlich, die sich, herausgegeben von Walter Höllerer, «Literatur als Kunst» nannte.

Das war – die Jüngeren unter uns werden sich ob dieses Frevels die Augen reiben – im vergangenen Jahrhundert tatsächlich noch möglich, von Literatur als von einer Kunst zu reden. Es war die Zeit der Enden angebrochen: der Roman war am Ende, das lyrische Gedicht war völlig am Ende, das Theater war gerade über sein eigenes Ende hinausgeschossen, der «Geist» war erschöpft und ausgelaugt an sein Ende gekommen, von Geisteswissenschaften wollte nur reden, wer sich von der Gegenwart verabschiedet hatte. Literatur als Kunst war nicht mehr gefragt.

Ich habe mir eine Beschreibung dieser Problematik in einer wissenschaftlichen Publikation notiert, die lautet:

Pauschal von einem Finalitätsproblem der Texte zu sprechen, reicht nicht aus, um die Komplexität literarischer Bezugnahmen auf das Ende(n) verstehen zu können. Die literaturwissenschaftliche Rede von der Finalitätsproblematik ist zudem selbst wiederum Bestandteil eines historisierbaren Ende-Diskurses.

Ende des Zitats, Ende von Literatur als Kunst,
Auftritt: Peter von Matt.

Ich habe vergessen, wie das erste Manuskript von Peter von Matt auf meinen Schreibtisch gelangt war, und ich war jetzt zu faul, in den bereits in Marbach gelagerten Kisten mit Korrespondenz nachzuforschen, wer alles seine Finger im Spiel hatte, um diese nicht nur für mein Literatur-Leben so bedeutsame Fügung zu bewerkstelligen. Denn es war natürlich eine Fügung!

Nicht vergessen habe ich die Begeisterung, mit der ich das Manuskript las: «..., und fertig ist das Angesicht. Zur Literaturgeschichte des menschlichen Gesichts.»

Was für ein Vergnügen, endlich mal wieder mit Lust ein Buch über Bücher zu lesen! Mit welcher Grandezza war es geschrieben, und mit welcher Kenntnis der Autor aus dem Punkt, Punkt, Komma, Strich ein Porträt zeichnete, in dem – wie in einem Bild von Arcimboldo – so unterschiedliche Nasen und Stirnen wie die von Lavater und Goethe, aber auch von Kafka, Frisch und Handke sichtbar wurden.

Das war 1982, also zu einer Zeit kurz nach der Eiszeit, als Manuskripte noch mit einem Durchschlag auf einer sogenannten Schreibmaschine getippt wurden, und man sah gelegentlich mit grosser Rührung gewisse Spuren der Arbeit, die das Verfertigen der Druckvorlagen begleiteten: einen Kaffeeleck oder radierte Stellen oder verblasste Kommentare von Lesern, die schon vor einem das Privileg hatten, sich mit den von Peter von Matt erforschten Gesichtslandschaften als Seelenzuständen zu beschäftigen. Und natürlich sah man die – bei Peter oft mit Tinte – eingefügten Zusätze.

Was ich las, stammte von einem Schriftsteller! In der Reihe «Literatur als Kunst» waren ja viele gelehrte und oftmals ehrgeizige Arbeiten von Schriftstellern erschienen – Martin Walser über Kafka, Hans Magnus Enzensberger über Clemens von Brentano, Herbert Heckmann über Gryphius oder F. C. Delius über das Wetter. Also waren wir glücklich, einen neuen Autoren einfügen zu können: mit 45 Jahren nicht gerade ein Debutant, aber noch jung genug, um sich auf ein paar gute Romane freuen zu dürfen. Ich hätte mich jedenfalls nicht

gewundert, wenn Peter von Matt im folgenden Jahr mit einem Campus-Roman angetreten wäre – immerhin schien das Zürcher Universitätsklima solche Doppelbegabungen nicht auszuschliessen, wie man am Beispiel von Adolf Muschg sehen konnte.

Apropos Campus-Roman: Als ich Peter einmal schrieb, dass ich, weil ich nicht Nein sagen konnte, wegen einer anderen Verpflichtung ihn leider bei seinem Besuch in München nicht treffen könne, schrieb er mir zurück:

Apropos Neinsagen: Als ich in Palo Alto war, wohnte ich im Gartenhaus eines Professors. Dieser erzählte, sie hätten das kleine Haus einmal einem Mann vermietet, der nicht Nein sagen konnte, und deshalb in einer Therapie war. Er musste zuhause Übungen machen. So hörten sie oft mitten in der Nacht laute Schreie aus dem Garten: Neiiii! Neiiiiin! Probiert doch mal aus.

Immer ganz herzlich und immer sehr dankbar, Peter.

Ich habe bei unserem nächsten Gespräch (im Frühstücksraum eines wenig inspirierenden Darmstädter Hotels) natürlich die Rede auf dieses wunderbare Exposee eines Romans gebracht, und wir haben auch eine Weile herumgesponnen, welche Lebensgeschichte dieser arme Mann aus Palo Alto, der nicht Nein sagen konnte, gehabt haben könnte – von einem Marine, der aus dem Krieg zurückgekehrt war, bis zu einem Bruder von Melvilles Bartleby.

Und natürlich ist uns das Schicksal dieses armen Tropfes zu Herzen gegangen, der am Ende auch immer dann «Nein! Nein!» gerufen hat, wenn ihm das Glück seines Lebens vor der Nase lag.

Aber Peter ist seinem Beruf treu geblieben und hat Kapitel für Kapitel an seinem «Roman» der deutschsprachigen Literatur geschrieben, an einem Roman ohne Ende – und natürlich hat er nicht immer nur auf seinen Teller gestarrt, sondern sehr wohl wahrgenommen, was seinen Zeitgenossen in anderen Ländern den Mund wässrig macht, und er hat sich mit allen Genres gleichermassen beschäftigt: Als ich ihn überredet – oder besser gesagt: überzeugt hatte, dass er seine sämtlichen verstreuten Aufsätze und Überlegungen zum Gedicht einmal

zusammenfassen solle in einem Buch, hat er eines der einflussreichsten Bücher über die Poesie der Gegenwart vorgelegt, das Dichter und Studenten und das sogenannte bürgerliche Publikum gleichermassen bis heute zu interessieren wusste: «Die verdächtige Pracht. Über Dichter und Gedichte» – das bekanntlich mit der schönen Formulierung einsetzt: «Niemand weiss, was ein Gedicht ist, aber alle wissen ganz genau, warum eigentlich keines mehr geschrieben werden dürfte.»

Diese Meisterwerke sind natürlich nicht mehr in der Reihe «Literatur als Kunst» erschienen, sondern als Einzelbände, und hoffentlich sind sie auch noch lieferbar.

Wenn ich noch Verleger wäre und Peter noch am Leben, würde ich versuchen, die Aufsätze und Studien, die er in seinem unerhört fleissig verbrachten Leben als Lehrer und Schriftsteller geschrieben hat, einmal so zu ordnen, dass eine Art – besser: seine Art des Lesens von der Goethe-Zeit bis heute sichtbar wird: eine dreibändige Dünndruckausgabe mit mehr als einem Register, mit kurzen Zwischenkommentaren und einer guten Bibliografie.

Und bei dieser Gelegenheit könnten dann auch noch seine editorischen Arbeiten berücksichtigt und ins helle Licht gestellt werden, die er so selbstlos auf sich genommen hat und die in den Nachrufen nur am Rande vermerkt wurden. Ich rede zum Beispiel von der Kollektion Nagel & Kimche, die wir – und ganz besonders mein Kollege Dirk Vaihinger – damals mit Peter von Matt als Herausgeber auf die Beine gestellt haben. Von Adelheid Duvanel bis Albert Cohen, von Corinna Bille bis Albin Zollinger, von Ferdinand Ramuz bis Philippe Jaccottet, von Jeremias Gotthelf bis Jakob Schaffner haben wir ein Schweizer Literaturpanorama aufgestellt, mit grossartigen Nachworten und in glänzenden Übersetzungen. Ich habe diese Reihe immer den wahren Reichtum der Schweiz genannt.

So wie man von Zeit zu Zeit ans Meer reisen muss oder nach Paris oder auf einen grünen Berg steigen oder mit einem alten Freund eine Stunde reden, so muss man von Zeit zu Zeit in Peter von Matts Büchern lesen. Nichts, was je von deutscher Geistes-

wissenschaft geschrieben wurde, hat diesen champagnerähnlichen Stimulanzeffekt, diese Verbindung von Kurzweil und stachliger Provokation.

Mit diesem leicht redigierten Satz von Peter von Matt über Lichtenberg und seine Sudelbücher, mit dem ich vor Jahren die Laudatio zum Goethepreis für Peter von Matt begonnen habe, möchte ich enden.

Und wenn ich mir etwas wünschen könnte, dann möchte ich in der dreibändigen Dünndruckausgabe der Schriften Peter von Matts als Fussnote erscheinen, und zwar in folgendem Zusammenhang: Als ich vor ein paar Jahren die Gesamtausgabe der Erzählungen von Adelheid Duvanel im Limmat-Verlag enthusiastisch in der Zeitung besprochen habe, schickte mir Peter eine Mail:

Der neue Verleger von Adelheid Duvanel hat mir einen gewaltigen Satz von Dir über sie geschickt. Ich habe fast geheult vor Freude. Das ist eine historische Leistung. Ich werde Dir dafür einen lebendigen Hirsch schenken, einen Sechszehnder. Du kannst in Eurem Garten auf ihm reiten oder im nahen See mit ihm schwimmen. Und schöne Gedichte über ihn schreiben.

Ich umarme Dich spürbar, Peter.

Liebe Beatrice, meine Damen und Herren – eigentlich wollte ich nur darüber ein paar Worte sagen (verlieren, sagte man früher, warum eigentlich? Peter fragen ...), ein paar Worte also über diese Umarmung, die ich vierzig Jahre spüren durfte; und darüber, dass Peters Bücher für mich immer kostbare Geschenke waren – die mein Leben bis heute bereichern haben.

Ich danke Dir, lieber Martin Meyer, dass ich heute dabei sein durfte, um einen der grossen Schriftsteller unserer Gegenwart zu verabschieden.





Danksagung

Wir danken dem Zürcher Schauspielhaus und namentlich Barbara Higgs sowie dem Literaturhaus Zürich mit Nicola Steiner für tatkräftige Unterstützung, und natürlich allen, die diesen Abend in Text und Musik so brillant gestaltet haben.

Besonderer Dank gilt auch unserem Freund Philipp Schwander für die generöse Geste des offerierten Umtrunks, der im Anschluss an die Veranstaltung vom 14. September 2025 gereicht wurde.

